

(Nachdruck verboten.)

66]

## Die Mutter.

Roman von Maxim Gorli. Deutsch von Adolf Heß.

„Bleibst Du über Nacht hier?“ fragte das kleine Mädchen.  
„Ja! Ich komme wegen Spizen . . . Kaufe Spizen . . .“  
erwiderte die Mutter.

„Bei uns wird nicht geklöppelt! Das ist in Tinkowo,  
in Darjino . . . bei uns aber nicht!“ erklärte das Mädchen.

„Dahin gehe ich morgen . . .“

Als sie den Tee bezahlte, gab sie der Kleinen drei  
Kopfen und erfreute sie damit sehr. Auf der Straße  
klopfen ihre bloßen Füße schnell auf der feuchten Erde; sie  
sagte:

„Soll ich nach Darjino hinlaufen und den Frauen sagen,  
daß sie ihre Spizen hierher bringen? Dann kommen sie  
und Du brauchst nicht hinauf . . . Sind immer zwölf  
Werst . . .“

„Ist nicht nötig, liebes Kind!“ antwortete die Mutter,  
neben ihr herschreitend. Die kalte Luft erfrischte sie und  
langsam bildete sich ein unklarer Entschluß in ihr. Die  
Mutter wollte sein Wachstum beschleunigen und fragte sich  
hartnäckig:

„Was nun? . . . Soll ich ganz offen und aufrichtig . . .“

Es war dunkel und kalt. Die Fenster der Hütte glänzten  
trübe in rötlichem, unbeweglichem Licht. In der Stille  
brüllte träumerisch das Vieh und ertönten kurze Ruße.  
Düstere, gedrückte, nachdenkliche Stimmung hüllte das  
Dorf ein . . .

„Hierher!“ sagte das Mädchen. „Gast Dir ein schlechtes  
Nachtquartier ausgesucht . . . Ein sehr armer Bauer . . .“  
Sie betastete die Tür, öffnete sie und rief munter in  
die Hütte:

„Tante Tatjana, die Mieterin ist da . . .“

Und lief fort. Aus der Dunkelheit flog ihre Stimme  
herüber:

„Gib wohl! . . .“

### XVI.

Die Mutter blieb an der Schwelle stehen, bedeckte die  
Augen mit der flachen Hand und hielt Ausschau. Es war  
eine enge, kleine, aber saubere Hütte — das fiel sofort in  
die Augen. Hinter dem Ofen sah ein junges Weib hervor,  
das sich schweigend verbeugte und dann verschwand. Im  
Ehrenwinkel brannte auf dem Tisch eine Lampe.

Der Hausherr saß am Tisch, klopfte mit den Fingern  
auf den Rand und blickte unverwandt der Mutter ins  
Gesicht.

„Tritt näher! . . .“ sagte er nach einiger Zeit. „Tatjana,  
geh, ruf Peter, . . . aber schnell!“

Das Weib ging schnell fort, ohne den Gast anzublicken.  
Die Mutter setzte sich dem Hausherrn gegenüber auf die  
Bank und blickte um sich. Ihr Koffer war nicht zu sehen.  
Qualvolle Stille erfüllte die Hütte, nur die Flamme in der  
Lampe knisterte kaum hörbar. Das besorgte, finstere Gesicht  
des Bauern schwankte in den Augen der Mutter unbestimmt  
hin und her und rief ein ärgerliches Gefühl in ihr wach.

„Du erzähl' mal! . . . Schnell!“

„Wo ist mein Koffer?“ fragte sie unerwartet für sich  
selbst laut und streng.

Der Bauer zuckte die Achseln und erwiderte nachdenklich:  
„Der geht nicht verloren . . .“

Er dämpfte dann die Stimme und fuhr finster fort:  
„Ich habe vorhin im Beisein des kleinen Mädchens ab-  
sichtlich gesagt, er wäre leer . . . Nein, er ist nicht leer! Liegt  
etwas Schweres darin.“

„Nun?“ fragte die Mutter.

Er stand auf, trat zu ihr, bückte sich und erkundigte sich  
leise:

„Kennst Du den Menschen?“

Die Mutter fuhr zusammen, antwortete aber bestimmt:

„Ja!“

Dieses kurze Wort erleuchtete sie gleichsam von innen  
und machte außen alles klar. Sie seufzte erleichtert.

Der Bauer lächelte breit.

„Ich habe zugeguckt . . . als Du ihm ein Zeichen ge-  
geben hast, und er Dir . . . Habe ihn leise gefragt: da steht  
wohl eine Bekannte auf der Treppe?“

„Und er?“ fragte die Mutter schnell.

„Er? Wir sind viele . . . ja! Viele, sagte er . . .“

Er blickte fragend in die Augen seines Gastes und fuhr  
wieder lächelnd fort:

„Der Mann hat viel Kraft! . . . ist betrogen . . . spricht  
ganz offen . . . Sie schlagen ihn . . . und tun ihm alles Mög-  
liche . . . aber er läßt sich nicht irre machen.“

Die unsichere und nicht sehr kräftige Stimme des Bauern,  
sein unfertiges Gesicht und die hellen, offenen Augen be-  
ruhigten die Mutter immer mehr.

Plötzlich sprach er leise zu ihr:

„Ich habe also erraten, daß im Koffer Zeitungen sind . . .  
Stimmt das?“

„Ja!“ antwortete die Mutter einfach. „Für ihn habe  
ich sie hergebracht.“

Er blickte zur Seite und schwieg einen Augenblick.

„Die Zeitung ist auch zu uns gelangt . . . Auch aller-  
hand Bücher . . . Ich selbst kann wenig lesen, aber ich habe  
einen Freund . . ., der kann es besser. Mein Weib liest mir  
auch vor . . .“

Der Bauer blieb stehen, dachte nach und fragte dann:  
„Was willst Du also jetzt damit machen . . . mit dem  
Koffer?“

Die Mutter sah ihn an und sagte herausfordernd:

„Den lasse ich Euch . . .“

Er wunderte sich weder, noch erhob er Einspruch, sondern  
wiederholte nur kurz:

„Uns . . .“

Er nickte, kämmte seinen Bart mit den Fingern und  
setzte sich.

Dann horchte er gespannt, beugte den Kopf zur Tür  
und sagte leise:

„Sie kommen . . .“

„Wer?“

„Wohl unsere Leute . . .“

Sein Weib trat ein, hinter ihr schritt ein sommer-  
sprossiger Bauer in die Hütte. Er warf seine Mütze in die  
Ecke, trat schnell an den Hausherrn heran und fragte ihn:  
„Nun, wie ist's?“

Der nickte bestätigend.

„Stephan!“ sagte seine Frau, die jetzt am Ofen stand,  
„vielleicht will die Fremde etwas essen?“

„Nein, ich will nicht, danke, liebe Frau!“ erwiderte die  
Mutter.

Der Bauer mit den Sommersprossen trat an die Mutter  
heran und sagte schnell und abgerissen:

„Erlauben Sie also, daß wir bekannt werden . . . Ich  
heiße Peter Jegerow Kjabinin, mit Spitznamen der Priem.  
Von Ihren Sachen verstehe ich einiges . . . Kann lesen und  
schreiben und bin kein Schafkopf, sozusagen . . .“

Er ergriff die ihm hingestreckte Hand der Mutter,  
schüttelte sie und wandte sich an den Hausherrn:

„Da, Stephan, sieh! Barbara Nikolajewna ist sicher  
eine gute Herrin! Sagt von diesen Dingen, das sei Klein-  
fram und Fajelci . . . junge Burschen und Studenten, die  
das Volk aus Dummheit aufwiegeln . . . Aber wir beide  
sehen, wie man soeben einen Bauern verhaftet hat, der ganz  
solide war, und jetzt haben wir hier diese erfahrene Frau,  
die offenbar nicht von Herrenblut abstammt. Nehmen Sie  
es nicht übel — aus welcher Familie sind Sie?“

Er sprach schnell, eindringlich, ohne Atem zu holen.  
Sein Bart zitterte nervös, seine Augen betasteten blinzelnd  
und geschwind das Gesicht und die Gestalt der Mutter. Zer-  
lumpt und zerzaust, mit wirrem Haar, schien er sich soeben  
mit jemandem geprügelt, den Gegner niedergezwungen zu  
haben und nun von freudiger Siegeserregung ergriffen zu  
sein. Er gefiel der Mutter wegen seines mutigen Auftretens,  
und weil er gleich so offen und einfach sprach. Sie blickte  
ihm freundlich ins Gesicht und antwortete auf seine Frage.  
Er schüttelte ihr noch einmal die Hand und sagte leise in  
trockenem, sprödem Ton:

„Siehst Du, Stephan, die Sache ist sauber! Die Sache  
ist ausgezeichnet! . . . Ich habe Dir gesagt: das Volk fängt

lozuzagen eigenhändig an . . . Die Herrin sagt nicht die Wahrheit, die bringt ihr Schaden . . . Ich verehere sie, sie ist ein gutes Menschenkind und wünscht uns Gutes . . . Das heißt, nicht allzuviel und ohne Nachteil für sich selbst! . . . Das Volk will aber geradeaus gehen und fürchtet weder Nachteil noch Schaden. Für das Volk ist das ganze Leben ein Schaden; überall ist Noth, es kann nirgends hin, ringsum hört man nichts als: Halt! —

„Das stimmt!“ sagte Stephan kopfnickend und fügte sofort hinzu: „Sie macht sich Sorge wegen ihres Gepäcks . . .“

Peter zwinkerte der Mutter verschmizt zu und begann wieder mit einer beruhigenden Handbewegung:

„Macht Euch keine Sorgen! Kommt alles in Ordnung! Euer Koffer ist bei mir . . . Vorhin, als er mir von Euch erzählte, daß Ihr vielleicht auch teil daran hättet . . . und jenen Menschen kennt, sagte ich ihm: Paß auf, Stephan! . . . In solch schwerem Fall darf man nicht das Maul aufstun! Na und Ihr habt uns offenbar gespürt, als wir bei Euch standen. Rechtschaffene Leute kann man gleich am Gesicht erkennen, weil nur so wenige auf der Straße gehen! Euer Koffer ist bei mir . . .“

(Fortsetzung folgt.)

## Naturwissenschaftliche Uebersicht.

(Aus dem Spinnenleben.)

Von Dr. C. Thesing.

Der Herbst ist da, im Kalender so gut wie in der Wirklichkeit. Er ist herangekommen, fast ohne daß wir vor Regen und Kälte etwas von dem Sommer gemerkt hätten. Mit dem Herbst zugleich haben sich auch seine untrüglichen Vorboten, die silbernen Fäden des Altweibersommers, eingestellt. Ueberall in Wald und Feld kann man jetzt die leichten Herbststandarten die Luft durchziehen sehen. Sie haften an allen Bäumen und Sträuchern, sie flattern von den Pfählen der Telegraphen, wie mit einem glänzenden Netz überziehen sie die goldenen Stoppeln des abgeernteten Getreides, ja selbst in die engen staubigen Straßen der Großstadt trägt sie der Wind, damit sie hier ankünden, daß bald die Aquinoctialstürme das Land durchbrausen und die dünnen Blätter im tollen Wirbel zur Erde reifen werden. Ich glaube, so viel Fühlung hat wohl jedes Stadtkind mit der Natur, daß es den Altweibersommer kennt und seinem Fluge schon mit sehnsüchtigem Auge gefolgt ist; muß es doch jedem, der auch nur etwas Sinn für Natur hat, auffallen, wenn jahraus, jahrein, fast zu derselben Zeit, diese silbernen Herbstfäden erscheinen, wochenlang die ganze Luft erfüllen, um dann für viele Monate wieder spurlos zu verschwinden.

Was mag es mit dem Altweibersommer wohl für eine Verwandtschaft haben? Woher mag er stammen und welches seine Bedeutung sein? Ja, da kann man bisweilen die merkwürdigsten Antworten hören. Die einen meinen, er stamme von gewissen Pflanzen, andere wissen wohl das richtige, daß der „fliegende Sommer“ das Produkt kleiner Spinnen ist, aber nur selten erfährt man etwas Genaueres über seine Entstehung und Bedeutung, und warum er gerade im Herbst hauptsächlich zu fliegen beginnt.

Wenn man einen solchen Herbstfaden genauer untersucht, findet man häufig an ihn angeklammert eine kleine junge Spinne, die mit ihrem plattgedrückten Hinterleibe, ihren beiden langen borderen Beinpaaren und den kurzen Hinterbeinchen fast an eine Krabbe erinnert und im Volksmunde daher auch den Namen Krabbspinne führt. Auch die Art der Fortbewegung, die Geschicklichkeit, mit der die Tiere so gut vorwärts wie rückwärts und nach den Seiten eilen, gemahnt sehr an die Bewegungen einer Krabbe. Die Krabbspinnen sind überhaupt recht sonderbare Gesellen. Obwohl echte Spinnen, bauen sie trotzdem kein Spinnennetz, sondern betreiben ihre Jagd auf Insekten ohne alle künstlichen Hilfsmittel und verlassen sich nur auf ihre Gewandtheit und die lähmende Wirkung ihres Bisses. Sobald sie ein Opfer erspäht haben, schleichen sie sich vorsichtig schräg von vorne näher; dann ein rascher Sprung und mit nie fehlender Sicherheit bohren sich die scharfen Kieferklauen in den Hinterkopf oder das Genid der Beute. Wie die meisten Giftschlangen ziehen sich auch die Krabbspinnen nach glücklich ausgeführtem Angriff zuerst zurück, um ruhig die Wirkung des Giftes zu beobachten. Sobald aber das Opfer tot oder wenigstens gelähmt am Boden liegt, nähern sich die Räuber von neuem und beginnen mit ihrem Mahle.

Zu Beginn der warmen Jahreszeit schreiben die Weibchen der Krabbspinnen zur Fortpflanzung. Sorgsam werden die Eier zwischen zusammengefalteten, nur lose mit einigen Fäden verbundenen Blättern aufbewahrt und von der Mutter mit nie erlahmender Ausdauer bewacht und gegen alle feindlichen Angriffe unatoll verteidigt. Spielt doch überhaupt die Brutpflege, wie wir später noch hören werden, in dem Leben der Spinnen eine wichtige Rolle. Mit dem Herannahen des Spätsommers endet endlich die mütterliche Pflege. Die jungen Krabbspinnen sind dann in ihrer Ausbildung so weit fortgeschritten, daß sie selbständig den

Daseinstampf aufnehmen und sich auf ihre lustige Reise zum Auffuchen der Winterquartiere begeben können. In den jungen Krabbspinnen haben wir nämlich die kühnen Luftschiffer vor uns, die auf den leichten Fäden des Altweibersommers ihre erste Fahrt ins Leben antreten. Wer mit offenem Blick durch die Natur geht, kann in dieser Zeit häufig die winzigen Tierchen auf freigelegenen Blättern mit den Vorbereitungen zu der Reise beschäftigt sehen. Zerst mit den sechs Vorderbeinen auf der Blattfläche angekrallt, reden die jungen Spinnen ihren Hinterleib, aus dessen Spinnröhren die silbernen Fäden hervorquellen, hoch in die Luft. Zuerst aber werden einige Spinnfäden zur Sicherheit als Ankerstau auf der Unterlage befestigt, damit nicht ein unvorhergesehener Windstoß vorzeitig die Tierchen herabbläst. Die später austretenden Fäden werden jedoch dem Winde entgegengehalten; von ihm straff gespannt, verlängern sie sich so rasch, daß man fast den Eindruck gewinnt, als schöffe die Spinne die Fäden mit Gewalt aus ihrem Körper. Hat endlich das Luftschiff eine genügende Länge und Tragfähigkeit erlangt, dann werden schnell die Ankerfäden durchbissen, die Spinne klammert sich an das flatternde Fadenende und vom Winde getragen geht die lustige Reise von dannen; der Zufall entscheidet, wohin sie führt und wie lange sie dauern soll. Daß eine solche Fahrt bisweilen, wenn keine Hindernisse in den Weg treten, recht lange währen kann, beweist eine Beobachtung Darwins, der einen Schwarm fliegender Spinnen etwa hundert Kilometer vom Lande entfernt auf offenem Meere antraf. Es liegt auf der Hand, welche große Bedeutung diesem auf so eigentümliche Weise erlangten Flugvermögen für die schnelle Ausbreitung der Art und für die Erschließung neuer Wohngebiete zukommt. Entsprechend dieser Bedeutung finden wir denn die Gewohnheit, Luftschiffe zu bauen, außer bei den Krabbspinnen auch noch bei den Wolfspinnen, Kreuzspinnen, Luchsspinnen, Weberspinnen und manchen anderen Familien ausgebildet.

Zweifellos ist die Fähigkeit, Fäden zu spinnen, eine der hervorsteckendsten Eigenschaften aller echten Spinnen, wenn auch nur wenige solch kunstvolle Netze bauen wie die Kreuzspinnen. Die Spinnorgane liegen in unmittelbarer Nähe der Afteröffnung auf der Bauchseite. Doch bevor wir hierauf näher eingehen, wollen wir uns mit dem allgemeinen Bau der Spinnen etwas vertrauter machen.

Der Körper der Spinnen gliedert sich deutlich in zwei Abschnitte, das sog. Kopfbruststück (Cephalothorax), das die sechs Paar Extremitäten trägt, und den sackförmigen gliedmaßenlosen Hinterleib (Abdomen). Wie jedoch die Entwickelungsgeschichte lehrt, stammen die Spinnen von Vorfahren ab, deren Hinterleib nicht nur eine deutliche Gliederung zeigte, sondern auch eine größere Anzahl von Beinpaaren trug. Auch heute noch besitzen nämlich die jungen Spinnen in den frühen Stadien ihres Embryoallesens ein gegliedertes Abdomen mit zahlreichen Gliedmaßen. Im Verlaufe der Entwickelung verschmelzen aber die einzelnen Segmente (Glieder) miteinander und die Beinpaare verfallen wieder der Rückbildung, nur zwei oder drei Paare bleiben erhalten und wandeln sich allmählich zu den Spinnwarzen um. So erklärt es sich auch, warum die Spinnwarzen stets paarig angeordnet sind. Auf diesen rudimentären Beinchen münden nun in gewaltiger Anzahl in Form einzelner Röhren oder winziger Poren die Spinnröhren, die bei einzelnen Arten einen sehr bedeutenden Umfang gewinnen und den größten Teil des Hinterleibes erfüllen. Wie schon die verschiedenartigen Fäden und Gewebe, welche die einzelnen Spinnen herzustellen vermögen, vermuten lassen, müssen die Spinnröhren in ihrem Bau recht erhebliche Unterschiede aufweisen, eine Vermutung, die auch durch die anatomische Untersuchung voll auf bestätigt wird. So unterscheidet man röhrenförmige und gelappte, birnförmige und beerenartige, ampullenförmige und zusammengeflochtene Spinnröhren und jede Art hat eine besondere Aufgabe und liefert ein bestimmtes Sekret. Die röhrenförmigen Spinnröhren dienen z. B. zur Herstellung des Eitokons, die birnförmigen scheiden die Fäden zum Bau der Fangnetze und zum Wohngewebe aus, die lappenförmigen Drüsen liefern ein Sekret zum Bewerfen und Einfangen der Beute und in den zusammengeflochtenen Drüsen werden endlich die kleinen klebrigen Kröpfchen der sog. nassen Fäden erzeugt, die gleichfalls zum sicheren Festhalten der Opfer bestimmt sind. Erwähnt muß aber werden, daß nicht alle diese verschiedenen Drüsenformen bei der gleichen Art vorzukommen brauchen.

Vor den eigentlichen Spinnwarzen gelegen, findet man noch ein kleines Feld, das Cribellum, auf dem ebenfalls noch zahlreiche Drüsen münden. — Zum Ausspinnen der aus den Spinnröhren hervorquellenden klebrigen Flüssigkeit, die an der Luft sofort zu einem elastischen Faden erhärtet, dienen die Hinterbeine, die zu diesem besonderen Zwecke mit zwei lammartig gezähnten Krallen und zahlreichen Borsten und Haaren ausgerüstet sind. Damit dieser Spinnapparat nicht vorzeitig abgenutzt und beschädigt wird, sind bei Arten, die sich durch ihre Weblust besonders auszeichnen, noch andere Hilfsklauen ausgebildet, auf denen die Hinterbeine während des Laufens ruhen. In welcher kunstvoller und sinnreicher Weise die Spinnen, und namentlich solche Weblustlerinnen wie unsere einheimischen Kreuzspinnen, bei der Anfertigung ihrer Netze verfahren, das haben wir bereits in einem früheren Aufsatze (vergl. Unterhaltungsbeilage des „Vorwärts“ vom 13. Juli 1906) in aller Ausführlichkeit kennen gelernt. Doch wir wollen heute nicht tiefer in das Leben der Spinnen eindringen, vielmehr findet

sich später einmal Gelegenheit, von der Ausgestaltung der Brutpflege, ihrem Liebesleben und manchen anderen Eigentümlichkeiten zu sprechen.

Welche große Rolle der Altweibersommer im Volksglauben der früheren Zeiten spielte, das zeigen am besten die zahlreichen Namen, welche ihm in allen Ländern und Gegenden beigelegt wurden: Sommerflug, fliegender Sommer, Mariengarn, Herbstfaden, Graswebe, Mädchenommer oder Flugommer sind nur einige wenige der geläufigsten Bezeichnungen des deutschen Volksmundes. Fast unzählig sind auch die Mythen und Sagen, welche sich an sein Erscheinen knüpfen. Während die christliche Zeit das Mariengarn mit Gott und der heiligen Jungfrau in Verbindung brachte, glaubten die heidnischen Germanen, daß kunstfertige Lichtelben aus der Gefolgschaft von Freya und Frigg zu nächtlicher Stunde die silbernen Fäden des Herbstes fertigten.

## Kleines feuilleton.

### Musik.

„Madame Butterflie“. Erotisches hat in der Kunst wohl immer Aussicht auf günstige Wirkung, gegenüber den uns geläufigen komplizierten Verhältnissen findet oder vermutet man dort primitivere. Namentlich denken wir uns jene ferneren Völker mit einfacheren, elementareren und darum auch mächtigeren, großzügigeren Gefühlen und Leidenschaften und Affekten. So hat sich denn auch Japan schon seit längerem dazu hergeben müssen, die Theaterkassen zu füllen. Bei diesem Volke kommt noch jenes Pictische hinzu, das den darstellenden Künstlern Gelegenheit zur Entfaltung von Grazie mit sehr vielen Stichen ins Komische gibt.

In diese kunsthistorische Linie der „Japonerien“ gehört auch die Oper hinein, die wir letzten Freitag im Königl. Opernhause zu sehen bekamen. Der ursprüngliche Titel ist „Madame Butterflie“, und er wurde auch diesmal beibehalten anstelle der allerdings gräßlichen Uebersetzung „Die kleine Frau Schmetterling“. — Der Text wird als „Tragödie einer Japanerin“ bezeichnet und stammt von zwei bewährten italienischen Textdichtern, L. Illica und G. Giacosa, die wiederum „nach“ zwei anderen gearbeitet haben.

Die Inhaltsangabe wird uns gleich zeigen, daß es sich weniger um ein Drama, als um ein Stimmungsbild handelt: In Nagasaki, und zwar zu unserer Zeit, heiratet ein amerikanischer Marineleutnant jene kleine Japanerin, deren Spitzname eben „Schmetterling“ ist. Die Szene, wie sie vor ihm antommt, mit ihren Dienerinnen und Verwandten, ist recht gut angelegt (und auch musikalisch reich verwerlet). Dann kommt ein Onkel Bonze und verflucht sie wegen des Abfalles vom alten Glauben; die Sippe zieht sich von ihr zurück, und sie bleibt mit ihrem jungen Mann in glühender Freude allein. Er reist heim und will zurückkehren „in dem holden Monat, wo leis‘ im Neste Jungvögelchen zwitschern“. Schon dreimal ist dieser „holde Monat“ vorübergegangen, aber noch immer wartet unser „Schmetterling“. Wieder hört sie ein Schiff kommen, und sie macht Löcher in die Papiertüre ihres Zimmers, drei Löcher, damit sie und ihr Kindchen und die Dienerin hinausspähen können. Die ganze Nacht steht sie dort. Der Morgen bringt wirklich den Ersehnten, aber mit einer neuen Gattin. Da nimmt sie das Messer, das schon ihr Vater vom Kaiser zum Bauchaufschlagen bekommen hat, und scheidet aus dem Leben. Das Textbuch schreibt vor, daß sie ihr Kind vorher hinausfährt. Auf unserer Bühne bekamen wir eine ganz gemeine Theaterzene: sie verbindet dem Kinde die Augen und gibt ihm ein kleines Sternbanner in die Hand, damit das Kind dieses Fähnchen solange schwenkt, bis die Mutter tot ist.

Die Musik hat Giacomo Puccini komponiert. Wir kennen diesen Komponisten (geb. 1858) am günstigsten aus seinem Hauptwerke „Die Bohème“. Ebenso wie die auch uns bekannt gewordenen Opern „Manon Lescaut“ und „Tosca“ steht „Madame Butterflie“ hinter dem erstgenannten zurück. Allein es ist eine ehrliche Musik im besten Sinne des Wortes, und wir freuen uns, die erste deutsche Aufführung erlebt zu haben, nachdem die italienische zu Mailand 1904 herausgekommen war.

Der Komponist ist sympathischer als der hoffähig gewordene Leoncavallo, und er hat bei dieser Aufführung auch keine höfische Sinauffsteigerung bekommen. Seine Musik zeichnet sich hier vor allem durch seine Charakterisierung aus. Doch trifft diese Fortwiegend nur die weichen und schönen Gefühle, das sonnige Glück, die verhaltene Stimmung, das japanische Trippeln und dergleichen. Die Musik zerfällt nicht in sogenannte „Nummern“, enthält aber sehr viel Melodisches und wenig eigentlich Rezitatives, das jedoch dann auch wirklich Eindruck macht. Ein häufiges Abwärtsgehen der Tonfolgen trägt zum Ausdruck der verhaltenen Stimmung gut bei. Das Tragische wird im Anfang nur durch kleine Unterbrechungen der sonst fast operettenhaft heiteren Musik angedeutet. Von da an geht es in einer Steigerung vorwärts, die allein schon künstlerisch viel bedeutet und noch dadurch gehoben wird, daß sie sich so gut wie niemals auf etwas Derbes einläßt. Dazu nun eine wirklich geschmackvolle Verwendung der Klangfarben des Orchesters, die ergänzt sind durch zwei Harfen sowie durch Glöckenspiel und Klavier. Namentlich die vorsichtige

Auswahl, mit welcher der Komponist Gruppen von Klangfarben verwendet, bis er erst in gewaltigeren Momenten mit der vollen bunten Blut kommt, zumal an triumphierenden Stellen von Mitterglück, ist aller Ehren wert.

Mit dem vielberufenen „Mlado“ braucht man diese Leistung gar nicht erst zu vergleichen. Vielleicht hätte die Regie noch vorsichtiger im Vermeiden des Operettenhaften sein können. Im übrigen leistet auch sie Geschmacksvolles. Hinter unserem Theatervorhang geht ein japanisch bemalter Vorhang nach den Seiten auseinander, und es zeigt sich dadurch, wie leicht und schön sich das plumpe Auf- und Abrollen des Vorhanges vermeiden läßt. Der letzte Teil des Stückes spielt in einem japanischen Zimmer, das in gut zutreffender Weise als eine größere Mittelbühne hergerichtet ist.

Bei solcher Ausstattung ist ein Mißerfolg bereits unwahrscheinlich. Tatsächlich wurde denn auch die Neuheit zwar nicht mit stürmischem, aber mit starkem Erfolg aufgenommen, der allerdings den Darstellern erst recht gelten wollte. Nach unserem Gefühle gab der Darsteller Hoffmann in der Rolle des vermittelnden Freundes jenes losen Gatten mindestens gesunglich die beste Leistung des Abends. Schauspielersich war das Beste wohl die Darstellung der Titelrolle durch Fräulein Farrar: sie machte diese wahrlich nicht naturalistische Figur durchaus glaubhaft, und ihre ein wenig harte Stimme wurde gut charakteristisch verwendet. Mit einem etwas weicheren und wärmeren Ton gab Fräulein Rothauer die Dienerin des „Schmetterlings“. Unser neuer Tenor Herr MacLennan erfreut durch einen der kräftigsten Tenore — mehr wuchtig als zart. Auch Herrn Grieswold lernten wir in der Bahrolle des Bongen neu und günstig kennen. Aus der bewährten Garde sei die wohlgearbeitete Leistung von Herrn Lieban hervorgehoben. — Daß unser treffliches Orchester sich unter der Direktion von Leo Blech wieder gut bewährte, bedarf wohl keines Verweilens.

sz.

Schubert und Lorhing. „Mitten im Schimmer der spiegelnden Wellen Gleitet, wie Schwäne, der schwankende Rahn.“ Die Zuhörer des Schubert-Abends, den der Berliner Volks-Chor im Mozartsaale gab, konnten nicht nur sich an der Vertonung dieser Verse freuen, sondern auch an ihnen selbst etwas wie eine Charakteristik der beiden Komponisten haben, die uns gerade in den letzten Tagen besonders beschäftigten. In der Tat erweckt uns die Musik der beiden einen solchen Eindruck des wohligen Dahingleitens über spiegelnde Wellen. Wir klutern da nicht über die steilsten Bergesgaden; wir bleiben in der Ebene, aber in einer, die voller Schönheiten ist. Allerdings gibt es da manche ermüdende Breite; und ein Lorhing erhebt sich da oft genug zur höchsten dramatischen Größe, verlangt aber doch auch manchmal eine Zufriedenheit mit gewöhnlichem Gesang und traditionellen Wendungen.

Unser Lorhing-Theater hat in diesem Sommer böse Stunden gehabt. Nun erhebt es wieder aus seinem finanziellen Schutt; und Direktor Max Garrison sorgt nicht nur für irdischen Erfolg, sondern auch für künstlerische Höhe. Besonders bezeichnend ist dafür dies, daß er sich u. a. zweier Sänger versichert hat, deren Wesen beträchtlich über allem Komödiantenniveau steht. Wir meinen den Tenor W. v. Harthausen und den Bariton Dr. R. Pröll; der erstere früher am Theater des Westens, der letztere bisher an der „Komischen Oper“ tätig, an der sich sein Können allzuwenig entfalten konnte. Schon diese beiden Künstler machten die Udine, mit welcher Oper das Lorhing-Theater am vergangenen Sonnabend wiedereröffnet wurde, genutzreich.

Es ist von einem eigenen Reiz, zu sehen, wie Herr Pröll den Wasserfurst Kühleborn so darstellt, daß die vielen Seiten dieses Gliedes der Geisterwelt zur Geltung kommen: der elegante Geist, der Nonnibant des Nizenreiches, der Freund eines irdischen Zehers, und vor allem der gefühlstiefe und Aug- besorgte Vater Undinens. Daß bei dieser Kombination dem Künstler noch ein paar Spuren von Pathos des Theaters bleiben, oder daß die höheren Töne auf schwierigen Vokalen nicht so mächtig herauskommen wie die übrigen Töne, mit denen er gleichsam als der übermächtige Geisterfürst die irdische Welt in Grund und Boden singt: derlei kritische Gedanken zeugen viel eher für als gegen den Künstler. In der Titelrolle war Fräulein W. Neßler für eine Kollegin rasch eingesprungen: wir freuten uns, wenigstens eine sehr gute Sängerin kennen zu lernen.

Schönen Gesang gab es auch an dem Schubert-Abend. Bei Fräulein Bremer, einem dunkel gefärbten Mezzosopran, sitzen die Töne so gut und fest, daß dadurch allein schon der Eindruck einer das Publikum padenden Wärme erzeugt wird. In ähnlicher Weise erfreute uns der Bariton Neumann; und auch Fräulein Bischoff hat sich bereits ein gutes Stück der Gesangstechnik angeeignet. Ganz besonders verdientlich aber war es, daß der Leiter des Berliner Volks-Chores uns mit einem der bedeutendsten Chorwerke Schuberts bekannt gemacht hat. Er hatte auch sehr recht, darauf hinzuweisen, daß „Mirjams Siegesgesang“, kaum ein Jahr vor dem Tode des Komponisten erstanden, keineswegs ein Stillstehen der Kraft seines Schöpfers verrät. Hat doch Schubert kurz vor seinem Lebensende beabsichtigt, noch weitere Studien in der Kompositionstechnik zu machen! Und dazu liegen ja seine Verdienste gar nicht einmal nur in der Schaffung und bedeutendsten Vertretung des deutschen Sololiedes (woran selbst seine noch recht

ungefuge Deklamation des Textes nichts ändert): vielmehr ist Schubert auch einer der größten Beherrscher der Harmonienfolgen, sogar geradezu mit einer revolutionären Kraft.

Wir könnten und möchten noch lange von diesen Eindrücken plaudern und würden dann wohl abermals auf die Klage zurückkommen, daß sich die öffentliche Musikpflege unserer Berliner Kreise allzusehr in „Bewährtem“ bewegt. Ergeben wir uns einmal in dieses Schicksal, so können wir uns um so eher freuen, daß immer mehr und mehr Gelegenheit geboten wird, wenigstens diesen Segen reichlich zu spenden und zu genießen. Namentlich wird die Vorkings-Oper zum Träger dieser Bestrebungen. Hat doch die „Freie Volksbühne“ die Freitage und die „Neue Freie Volksbühne“ die Montage dieses Theaters für sich genommen, um ihren Mitgliedern eine allmähliche Wanderung durch den traditionellen Opernschaß zu ermöglichen! Daß es da nicht nur gilt, ungefähr Gutes zu bieten, sondern vielmehr auch sich und andere zur Andacht im Kleinen zu erziehen, darf vielleicht selbst der Regie jenes Theaters gegenüber betont werden.

**Physikalisches.**

In das Reich der höchsten Temperaturen führen uns die Forschungen, die von den Professoren Mendenhall und Zngeroll in der „Physikal. Revue“ werden. Es ist begreiflicherweise außerordentlich schwierig und erfordert besonders scharfsinnige Mittel, Temperaturen von mehreren hundert oder gar mehreren tausend Grad zu messen, da die gewöhnlichen Thermometer dazu natürlich unbrauchbar sind, weil die dabei benutzten Flüssigkeiten, wie Weingeist oder Quecksilber, vollständig verdampfen würden; als Grundlage für die Messung dieser Temperaturen ist namentlich das Verhalten des Platin genommen worden, das eine große Hitze bis zum Eintritt des Schmelzens verträgt. Es kommt also zunächst darauf an, die Schmelztemperatur dieses Metalls aufs genaueste festzulegen, was aber bisher noch nicht recht gelungen ist. Auch die beiden genannten Forscher können nicht genau angeben, ob das Platin bei 1745 oder 1789 Grad schmilzt. Als Meldeinstrument — so nennt man den Apparat zur Bestimmung von Schmelzpunkten — haben sie den Kernischen Glühkörper benutzt, auf den sie ein kleines Teilstück des Metalls brachten, worauf sie durch ein Mikroskop beobachteten, wann das Schmelzen eintrat. Dann wurde zunächst ermittelt, bei welcher Stromstärke dies geschah, und daraus wieder die Temperatur des Glühkörpers bestimmt. Auf Grund dieser Untersuchungen und ihrer Fortsetzung sich dann noch andere schwer schmelzbare Stoffe in Behandlung genommen worden, die zum Teil noch größere Hitze bis zum Schmelzen erfordern als das Platin. Kleiner Kiesel schmilzt bei 1452 Grad, das Element Palladium bei 1576, Rhodium bei 1968 Grad und das seltene Metall Indium gar erst bei 2388 Grad. Diese Messungen waren selbstverständlich nur dadurch möglich, daß der benutzte Glühkörper noch höhere Temperaturen vertrug, und es ist festgestellt worden, daß er bei heißer Blut eine Temperatur von 2480 Grad und im Augenblick des Schmelzens eine solche von 2490 Grad besitzt.

**Aus dem Tierleben.**

**Vogelidialekte.** Das Vogellied, dessen Schönheit und Reichhaltigkeit sehr häufig mit dem Standorte des Tieres zusammenhängt, ist immer ein Minnesang, denn es spielt bei der Werbung und Paarung, beim Liebesstreit und bei der Abgrenzung der Brutreviere eine große Rolle. Der Gesang lockt das Weibchen an, und niemand außer ihm ist zur Kritik am Liede berufen. Der Gesang des Vogelmannchens aber steigt und fällt mit seinem Geschlechtsleben! Die Nachtigallenmännchen, die im Frühling ankommen, singen fast die ganze Nacht, um die später eintreffenden Weibchen auf ihren Nestort aufmerksam zu machen, und auch während der Brutzeit verstummt der Gesang des Vogelmannchens nicht. Die Beobachtung hat — wie F. v. Lucanus in den „Ornithologischen Monatsblättern“ schreibt — gezeigt, daß das zahlenmäßige Verhältnis der Männchen und Weibchen zueinander auf die Gesangsleistung einen großen Einfluß hat. Sind mehr Weibchen einer Art in einer Gegend vorhanden, so ist der Gesang der Männchen schlechter, weil sie sich bei der Brautwerbung nicht soviel Mühe mit dem Gesang zu geben brauchen. Ferner ist die Häufigkeit einer Vogelart für einen guten Gesang bestimmend. Aus diesem Grunde sind die Singvögel in der Nähe großer Städte schlechte Sänger, denn sie finden nur wenig Gelegenheit und Raum zu geselliger Ausbreitung. Das beste Nestgelegenheit und Nahrung, namentlich aber im Gebirge, wo die Vogelwelt sich ungehindert ausbreiten darf. Der Gesang des Vogels trägt immer das Gepräge der Gegend, wo er nistet. Jedes Tal, jede Waldwiese und jedes Bergelände hat ein besonderes Lied. Die wenigen Vogelarten sind auch gewisse Dialekte zu unterscheiden, z. B. beim Rotkehlchen, die sämtlich eine große Gesangsmeisterschaft besitzen. Je modulationsfähiger eine Vogelstimme ist, um so zahlreicher sind die Dialekte. Ihre Erforschung hat einen wissenschaftlichen Wert, denn sie sind ein Beleg dafür, daß die Vögel immer wieder an ihre alten Brutstätten zurückkehren. Jede Gegend besitzt demnach ihre ganz bestimmte Vogelkrasse, deren Gesangsleistung durch die Anzahl der nistenden Vögel, durch die Häufigkeit der einzelnen Arten und durch Unterweisung im Gesang bedingt wird. Der Unterricht durch Eltern und Genossen ist für die Erhaltung der örtlichen Dialekte durchaus wichtig, denn die Er-

fahrung lehrt, daß Vögel, die von Menschen aufgezogen wurden, im Gesange Stümper blieben und später allerlei Töne und Geräusche aus ihrer Umgebung nachzuahmen versuchten. Das Lied ist dem Vogel also nicht angeboren, sondern es muß erlernt werden. Deshalb sind die Gesangsstunden, die von den alten Vögeln den Jungen erteilt werden, für die Bildung der Dialekte maßgebend. Bei der Ausbildung des jungen Vogels im Gesange kommt aber auch, gerade wie beim Menschen, die Veranlagung zum Ausdruck, und gerade hier trifft Darwins Theorie von der geschlechtlichen Zuchtwahl, an der die weitere Entwicklung der Naturwissenschaft so viel Kritik geübt hat, gut zu.

**Humoristisches.**

— **Nur nobel!** Als ein bei der Firma Thyssen u. Co. in Mühlheim a. N. beschäftigter Ingenieur bei dem Versuch, einen durch Gasausströmung betäubten Arbeiter zu retten, sein Leben einbüßte, verlangten die Hinterbliebenen Schadenersatz. Diesen verweigerte die Firma, da der Ingenieur durch eigenes Verschulden verunglückt wäre und sich hätte sagen müssen, daß er in der gasgefüllten Grube, in der jener Arbeiter lag, erstickt würde.

In Anbetracht der guten Führung des Verewigten und nach dem Grundjahre „noblesse oblige“ hat übrigens die Firma Thyssen großmütig darauf verzichtet, sich von den Hinterbliebenen die bei Vergang der Leiche entstandenen Kosten erheben zu lassen oder ihm „wegen Aufenthalts in verbotenen Räumen“ einen Strafabzug von seinem letzten Gehalt zu machen!

Daß das Reichsgericht der Firma Unrecht gab, zeigt übrigens wieder einmal, wie wenig das Institut das Vertrauen der staats-erhaltenden Kreise verdient.

— In der VII. Klasse einer Münchener Mädchenschule stellte der Religionslehrer jüngst folgende Frage: „Wenn Dir auf der Straße die drei göttlichen Personen begegnen würden, welche würdest Du zuerst grüßen?“

— **Persona gratissima.** „Beim heutigen Cercle zeichnete Seine Majestät mich allergnädigst ganz allein durch eine Ansprache aus; Majestät klopfen mich auf die Wade und bemerkten dazu: „Na, bist Du auch da, alter Schäfskopf!“ — Du kannst Dir denken, Adelheid, — der Reiz von den anderen!“

— **Ähnenstoß.** „Finden Sie nicht, daß ich eine frappante Ähnlichkeit mit unserem allerhöchsten Landesfürsten habe? Meine Urgroßmutter war nämlich eine königliche Maitresse!“

— **Alles für den König.** „Reizend, reizend, mein lieber Bürgermeister! Sogar Ehrengünstigen haben Sie zu meinem Empfang aufgestellt!“ — „Nur ungeniert, Hoheit, bal Cahna oane g'fällt.“

(„Simplicissimus“. Spezl.-Num. Wjzanz.)

**Notizen.**

— **Schmittkener-Gedenkfeier.** Am das Gedächtnis des im Januar d. J. verstorbenen Heidelberger Erzählers Wolf Schmittkener zu ehren, der gerade in Berlin verhältnismäßig wenig bekannt wurde, wird die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege am 9. Oktober in der Aula der Augusta-Schule, Kleinbeerensstraße, eine Gedenkfeier für den Dichter bei freiem Eintritt veranstalten.

— Das **„Marionetten-Theater Münchener Künstler“** wird den Gegenstand des ersten Vortrages der beginnenden Winterfaison seitens der Vereinigung: **Die Kunst im Leben des Kindes** bilden. Herr Fritz Stahl hält diesen Vortrag am Freitag, den 4. Oktober, abends 8 Uhr, im Bürgeraal des Berliner Rathauses.

— Herr **Vonn** hat wieder einmal eine Rede an das am Sonnabend in seinem Theater versammelte deutsche Volk gehalten und dann ein neues Schauspiel: **„Der Pastorssohn“** aufführen lassen. Der Shakespeare des Berliner Theaters dichtet bekanntlich seinen Dramenbedarf selber. Diesmal ist er nach seiner Versicherung in sein „eigentliches Element“ zurückgekehrt und hat mit dem Herzen gedichtet. Die anderen Chosen — die gruseltigen, aber sittenreinen Detektivkomödien — hat der edle Dichter, wie er hervorhob, nur seinem Publikum zuliebe geschrieben. Neben seiner sonstigen „ungeheuren“ Arbeit. Also sozusagen aus reinstem Idealismus, Donnicher Färbung, und die guten Leute, denen Vonn so süß ums Maul ging, fanden das sehr ulzig und rührend, ließen ihn reden und bekräftigten die Rückkehr des beinahe verlorenen Sohnes zum Quell der wahren Poesie. Wir aber stellen mit gebührendem Respekt fest: der Dichter der „Andalostia“, hei leiwet noch!

— Die **Schadische Gemäldegalerie** in München, die der von den Hohenzollern seinerzeit gefraßte Begründer dem deutschen Kaiser vermacht hat, soll in einem Neubau an der alten Stelle untergebracht werden. Die Licht- und Raumverhältnisse der an guten Kopien von deutschen Meistern aus dem 19. Jahrhundert (Schwind, Feuerbach, Böcklin) reichen Galerie sollen dadurch verbessert werden. Hoffentlich muß dieses Gute nicht gegen eine Fassade des offiziellen Berliner Stils eingetauscht werden.